

Fitz, Karsten

Die Universität und die Grenzen des Wettbewerbs

Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 133-139



Quellenangabe/ Reference:

Fitz, Karsten: Die Universität und die Grenzen des Wettbewerbs - In: Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 133-139 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-289733 - DOI: 10.25656/01:28973; 10.35468/6071-16

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-289733>

<https://doi.org/10.25656/01:28973>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Karsten Fitz

Die Universität und die Grenzen des Wettbewerbs

Wolfgang Herrmann spricht sich aus der langen Erfahrung der Leitung der Technischen Universität München (TUM) vehement für die ‚unternehmerische Universität‘ aus. Diese Vision hat er in 24 Jahren als Rektor und Pionier der deutschen Hochschullandschaft sehr erfolgreich umgesetzt. Die Frage nach den Grenzen des Wettbewerbs der ‚unternehmerischen Universität‘, die Herrmann in seinem Beitrag mit dem Titel „Was bedeutet die ‚Unternehmerische Universität‘ und wo sind ihre Grenzen?“ (2020, 17-39) selbst aufwirft, produziert aber automatisch Folgefragen: Sind Forschung und Lehre immer noch die eigentlichen Kernaufgaben von Universität, oder ist die Kernaufgabe Forschung und Transfer? Wohin erfolgt dieser Transfer? An den Meistbietenden? An den, der das größte Renommee und Prestige verspricht?¹ Und: Ist die einzige Alternative zur „behördlichen Universität“ mit ihren vielen wissenschaftsfeindlichen Attributen, bürokratischen Trägheitsmomenten und ineffizienten Steuerungsmechanismen“ (2020, 19f.), wie es Herrmann formuliert, tatsächlich die ‚unternehmerische Universität‘? Gibt es hier alternativlos nur schwarz und weiß? Oder ist auch ein Mittelweg in grau möglich?

1 Die unternehmerische Universität

Vielen Aspekten, die Wolfgang Herrmann immer wieder adressiert hat, und die er selbst sehr konsequent in die Praxis umgesetzt hat, kann ich ohne Weiteres zustimmen: größtmögliche Freiheit der Universitäten, mehr Eigenverantwortlichkeit, weniger Steuerung von außen, weniger Bürokratie, schnellere Abläufe. Ich denke dies sind Dinge, auf die man sich recht schnell einigen kann. Ich vermisse in vielen der die unternehmerische Universität enthusiastisch befürwortenden Beiträge allerdings immer wieder Anmerkungen zu den oben angesprochen Grenzen, vor allem zu den Grenzen der Übertragbarkeit. So zum Beispiel die Grenzen

1 Im Imagefilm der TU München heißt es: „[S]eit 150 Jahren erfüllen wir einen wichtigen Auftrag: Der Wirtschaft den zündenden Funken der Wissenschaft zu bringen.“ (TUM Filmportrait, 2:32). Auch wenn man den Imagefilm als Gattung nicht überbewerten sollte, denke ich nicht, dass es vor allem die Kernaufgabe von Universität ist, der Wirtschaft zu dienen. Was ist mit Gesellschaft, mit Umwelt und Klima, mit Grundlagenforschung – mit dem Wettbewerb von Ideen jenseits monetärer Überlegungen?

der Übertragbarkeit von dem über viele, viele Jahre überaus erfolgreichen Fallbeispiel der TU München auf andere, insbesondere kleinere und nicht technisch orientierte Universitäten. Das Konzept der unternehmerischen Universität steht ja vor allem auch für das *out-of-the-box thinking*, also das innovative über den Tellerrand Hinausschauen. Es ist bekannt, dass auch ein Bahnbrecher wie Wolfgang Herrmann im Jahr 1995, als er erstmals zum Rektor der TU München gewählt wurde, mit seinen Ideen nicht immer offene Türen eingerannt hat. Aber er war gewissermaßen ein Pionier, auch wenn er bereits im Ausgangspunkt seines Unterfangens eine recht komfortable Startsituation vorgefunden hat, da die TUM bereits seit der Umbenennung von Technische Hochschule München in Technische Universität München im Jahre 1970 eine gewisse Ausnahmestellung innehatte.

2 Hochschulinnovationsgesetz

Nun ist aber die konkrete Situation, die diesen Wettbewerbsgedanken neu auf die Tagesordnung gebracht hat, eine andere, eine neue. Neu in Form eines Eckpunktepapiers vom Oktober 2020, dessen finale Version noch 2021 im bayerischen Landtag als Hochschulinnovationsgesetz (im Folgenden mit HIG abgekürzt) beschlossen werden wird, in dem ein klares Bekenntnis zur unternehmerischen Universität auf der Basis von Wettbewerb vorliegt. Und obwohl nun der Begriff „unternehmerische Universität“ nicht mehr explizit auftaucht, wie es Staatsminister Sibler nicht müde wird zu betonen, so ist der *Geist* des Papiers natürlich nicht verschwunden. Man weiß zwar auch nach mehreren Vorträgen von Staatsminister Sibler zum Thema nicht, was eigentlich die Auswirkungen des HIG sein werden. Aber die Grundphilosophie des Vorhabens ist deutlich vernehmbar: Es geht um gesteigerte Ergebnisorientierung, eine Einführung vergleichbarer Indizes, die eigentlich nicht vergleichbar sind, um Gründungsförderung und um Gründungsfreisemester, die doppelt so lang sein sollen wie Forschungsfreisemester (vgl. HIG, Art. 45, Abs. 2).

3 Interdisziplinarität und Internationalität

Zwei der vom Kollegen Herrmann stets hervorgehobenen Säulen kann jede Universität, kann ich aus meiner Position als Senatsvorsitzender und auch aus der Perspektive meines Faches, der Amerikanistik, eins zu eins unterschreiben: Interdisziplinarität und Internationalität! Auf ganz simple Kernaussagen reduziert: Monodisziplinär lassen sich die komplexen Probleme unserer Zeit wie Klimawandel, die Grenzen des Wachstums, die aggressive wirtschaftliche Expansion Chinas, Hungersnöte, Flüchtlingsströme, die exorbitant auseinanderklaffende Schere zwischen Arm und Reich, die Möglichkeiten und Herausforderungen der Digitalisierung etc. nicht lösen. Es braucht also interdisziplinäres, problem- und

lösungsorientiertes, aber vor allem innovatives Denken und Handeln. Dass diese Herausforderungen nicht an nationalen Grenzen Halt machen, auch wenn das so mancher nationalpopulistische Politiker suggeriert, ist eine Binsenweisheit. Und dass die Universitäten in dieser Entwicklung eine treibende Kraft sein müssen, ist selbstverständlich. Aber Interdisziplinarität und Internationalität ist sicherlich kein Alleinstellungsmerkmal der unternehmerischen Universität.

4 Wettbewerb und Intersektionalitätsansätze

Die dritte Säule jedoch, die Herrmann als zentral adressiert, der Wettbewerbsgedanke, der am Ende ja der eigentliche Motor dieser Steuerung sein soll, ist keineswegs so einspruchsfrei. Bei halbwegs vergleichbaren Ausgangsbedingungen ist der Wettbewerbsgedanke ein sehr gutes Prinzip – selbstverständlich immer vorausgesetzt, dass alle die Fairplay-Regeln akzeptieren und befolgen. Mit Bezug auf den Kulturraum, mit dem ich mich als Amerikanist selbst in Lehre und Forschung beschäftige, den USA, lässt sich hier eine Analogie herstellen: Dort suggeriert der unglaublich wirkmächtige Alltagsmythos des *American Dream*, der amerikanische Traum, den Menschen seit Nationsgründung im späten 18. Jahrhundert, dass Jeder und Jede den sozialen Aufstieg nach ganz oben schaffen kann, wenn er/sie nur hart genug dafür arbeitet. Im Volksmund wird dafür immer noch oft das Sprichwort *From Rags of Riches*, im Deutschen frei übersetzt als „Vom Tellerwäcker zum Millionär“, herangezogen.

Womit wir beim nie Realität gewordenen Versprechen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung wären, die die ideelle Basis für die säkularisierte Vorstellung vom amerikanischen Traum darstellt: Die Idee nämlich, dass ‚alle Menschen gleich geschaffen sind‘ und dass sie es nach ganz oben schaffen können, wenn sie sich nur auf sich selbst verlassen und hart an sich arbeiten. Und wenn sie tatsächlich ‚alle vom Schöpfer mit den gleichen unveräußerlichen Rechten ausgestattet‘ sind, nämlich ‚Leben, Freiheit und das Streben nach Glück‘, dann ist alles in Ordnung, denn außer Wettbewerb als Motor sowie Willen, Einsatz und Durchhaltevermögen braucht es ja nichts weiter. Nur ist dies eben ein Mythos, der strukturelle Ungleichheiten negiert und deshalb in der Summe im Wesentlichen den Status Quo sichert. Wie die Soziologinnen Patricia Hill Collins und Sirma Bilge (2016, 10) feststellen, gibt es in dieser Art von Weltanschauung Gewinner und Verlierer:

„Gewinner haben Talent, Disziplin und Glück, und Verlierer leiden unter mangelndem Talent, minderer Selbstdisziplin und/oder Pech. Diese Sichtweise legt nahe, dass ein fairer Wettbewerb zu gerechten Ergebnissen führt. Mit dieser Weltanschauung über Gewinner und Verlierer ist es nur ein kleiner Schritt, diesen Rahmen zur Erklärung der sozialen Ungleichheit selbst zu verwenden.“ (meine Übersetzung)

Mehr als alles andere ist dieses Framing von dem Collins und Bilge sprechen, auch ein ideologischer Rahmen, in dem ‚All men are created equal‘ für die gleichen Ausgangsbedingungen stehen. Die beiden Soziologinnen nennen dies den ‚myth of the level playing field‘-Effekt, also den Mythos der gleichen Ausgangsbedingungen, der nichts anderes ist als ein Synonym für den Mythos des amerikanischen Traums. Es ist die Absicht von Intersektionalitätsansätzen, die Collins und Bilge (vgl. 2016, 10f.) verfolgen, diese „Schieflage“ des Spielfeldes (the tilted playing field‘, auf dem beispielsweise Afro-Amerikaner:innen bergauf spielen müssten), offen zu legen. Ebenso ist das Ziel von Intersektionalitätsansätzen, das komplexe Zusammenspiel von Machtverhältnissen zu entschlüsseln, die als vorgegebener, gesetzter Rahmen dienen und dazu beitragen, den Status Quo zu verfestigen. In der sozialen Realität sind beispielsweise ethnische Minderheiten in den USA – Afro-Amerikaner:innen, Latinos/Latinas, die indigene Bevölkerung, aber auch Weiße der Arbeiterklasse – strukturell benachteiligt. Diese Benachteiligung ist meist historisch und/oder sozial tief verwurzelt. Zurück zum Wettbewerb der Universitäten: Als Triebfeder, die dem universitären Wettbewerbsgedanken Kraft verleihen soll, bezeichnet Wolfgang Herrmann nun ausgerechnet die Möglichkeit der ‚Selbstgestaltung‘ (am selbst Anpacken hindert einen keiner‘). Dieser Gedanke, der ebenso positiv konnotiert im Vorschlag für das Bayerische HIG suggeriert wird, quasi als fairer Konkurrenzkampf auf Augenhöhe zwischen den Universitäten, ist aber ebenfalls ein Mythos.

5 Strukturnachteile

Da wir mit Patricia Hill Collins’ Begriff der „Schieflage des Spielfeldes“ bei den gern und oft benutzten Sportmetaphern sind, sei eine kurze Fußballanalogie erlaubt. Ist also beispielsweise der SC Freiburg ein schlecht geführter Verein, weil er nicht elf Mal hintereinander Deutscher Meister geworden ist? Oder weil er in seiner gesamten, fast 120-jährigen Vereinsgeschichte bisher weder eine deutsche Meisterschaft noch jemals den DFB-Pokal gewonnen hat? Hätte der Verein nicht einfach das Konzept des FC Bayern übernehmen können und wäre dann genauso erfolgreich gewesen? Oder liegt das an anderen Dingen? Man könnte bei Erklärungsversuchen zum Beispiel damit beginnen, dass der FC Bayern in der laufenden Saison (2020/2021) 90 Millionen Euro an TV-Geldern erhält, der SC Freiburg aber nur knapp unter 53 Millionen Euro, aber das ist freilich nur einer von vielen strukturellen Parametern. (Selbst in den als Paradebeispiel für Wirtschaftsliberalismus und Kapitalismus geltenden Vereinigten Staaten von Amerika sind die TV-Gelder der Profisportteams übrigens auf alle Vereine gleichmäßig verteilt und die schlechtesten Teams der Vorsaison dürfen zuerst die besten Spieler der Colleagueams für die neue Saison in ihren Kader wählen.) Ich glaube es ist unstrittig unter Experten, dass der SC Freiburg als sehr gut geführter und erfolg-

reicher Verein gilt, mit einem hervorragenden Trainer, der so lange im Amt ist wie derzeit kein anderer in der Bundesliga, mit einer allseits anerkannten Struktur, zu der eine erstklassige Talentförderung gehört. Und es ist durchaus möglich, dass ein Spieler vom SC Freiburg zum FC Bayern wechselt, um dort Karriere zu machen. Es ist aber unmöglich, dass der SC Freiburg als Profiverein die Rolle des FC Bayern übernimmt oder den Bayern einen ihrer besten Spieler abkauft.

Ein Wettbewerb, der auf ungleichen Ausgangsbedingungen basiert, wird auch an den Universitäten zwangsläufig mittel- und langfristig die Unterschiede zwischen „den Großen“ und „den Kleinen“ weiter vergrößern, was ja auch Studien zur Exzellenzinitiative bestätigen (vgl. Mergele & Winkelmayr 2019). Wenn wir diesen Wettbewerb also auf ungleichen Bedingungen basierend ausüben, dann schaffen wir wahrscheinlich in absehbarer Zeit eine Situation wie sie in der U.S.-amerikanischen Universitätslandschaft normal geworden ist. Ivy League-Absolvent:innen bekommen Assistant Professorships an anderen Universitäten und, wenn sie erfolgreich sind, geht es vielleicht zurück in die Ivy League. Aber kleinere staatliche Universitäten werden kaum Wissenschaftler:innen aus Harvard oder Princeton zurückgewinnen können. In Deutschland sind wir glücklicherweise noch nicht so weit – und das sollte man sich auch bewahren. Man muss also überlegen, wie in dieser bereits in den Ausgangsbedingungen ungleichen Situation ein Fairplay ins Spiel kommt und wer hier als Schiedsrichter fungiert. Der freie Wettbewerb allein kann diese Rolle des Schiedsrichters nicht erfüllen.

6 Geistes- und Sozialwissenschaften

In seinem Buch *Geld für die Wissenschaft* spricht Wolfgang Herrmann (2020, 38) davon, dass ‚arme Fächer‘, womit er die Geistes- und Sozialwissenschaften meint, durch Erträge ‚aus der industriefinanzierten Drittmittelforschung, die bei den Ingenieurwissenschaften besonders zu Buche schlagen,‘ gefördert werden können. Außerdem betont er an anderer Stelle erfreulicherweise explizit, wie wichtig es sei, dass ‚die Geistes- und die Sozialwissenschaften ihre eigene Wertigkeit prominent gewinnen‘, und zwar ‚nicht untergeordnet, sondern als Begleiter und Wegweiser‘ (vgl. Groß-Lobkowicz 2020). Aber zum einen haben nicht alle Universitäten die drittmittelstarken Ingenieurwissenschaften, zum anderen haben sehr wahrscheinlich auch nicht alle Universitätsspitzen ein so großes Herz für die Geistes- und Sozialwissenschaften wie Wolfgang Herrmann. In dem Umfang aus Overheads zu profitieren, wie dies die TU München vorbildlich umsetzt, ist in Einrichtungen mit einer weniger drittmittelaffinen Ausrichtung und Struktur wie der Universität Passau schlichtweg nicht möglich. Wir reden bei der TUM von einer Universität mit über 45.000 Studierenden, mehr als 11.000 Beschäftigten sowie über 600 Professorinnen und Professoren, die zudem über ein Vielfaches an Manövriermasse verfügt, über die kleinere und mittlere Universitäten mit

einem geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungs- und Lehrprofil, denen es teilweise darüber hinaus noch an der Grundausrüstung mangelt, nicht verfügen. Man hört in Lobeshymnen auf die unternehmerische Universität wenig bis gar nichts dazu, wie diese Strukturnachteile fair und ausgleichend berücksichtigt werden könnten.

7 Fazit

Ich denke nicht, dass das humboldtsche Universitätsmodell mit seinen drei Säulen von Freiheit der Wissenschaften, Einheit von Forschung und Lehre und Bildung durch Wissenschaft zugunsten einer ‚unternehmerischen Universität‘ aufgegeben werden muss, um im 21. Jahrhundert wettbewerbsfähig zu sein. Wenn hinter einem Motto auch ein Leitbild steht, wovon allgemein ausgegangen wird, denn sonst wäre das Motto sinnentleert, dann ist folgender Vergleich aussagekräftig: Das Motto der Harvard Universität ist ‚veritas‘; das Motto der Stanford University ist – interessanterweise auf Deutsch! – ‚Die Luft der Freiheit weht‘; das Motto der TU München ist ‚die unternehmerische Universität‘. Es scheint also, dass die beiden U.S.-amerikanischen Spitzenuniversitäten, die oft als Modell für die gesamte Welt gelten, dem humboldtschen Universitätsideal weit mehr verpflichtet sind als die deutsche Topuniversität. Und da wir gerade bei Mottos sind: *E pluribus unum* („Aus vielen eines“) ist der Wappenspruch im Großen Siegel der Vereinigten Staaten von Amerika, dem offiziellen Dienstsiegel und Hoheitszeichen der USA; die Europäische Union hat im Jahr 2000 mit *in varietate concordia* („Einigkeit in Vielfalt“) einen ähnlichen Leitspruch gewählt, der als Europamotto bekannt ist. Vielleicht lässt sich aus diesem Vielfalts- und Einigkeitsgedanken ja etwas für unsere Diskussion ableiten. Wäre es nicht möglich ein Wettbewerbskonzept für Universitäten zu ersinnen, in dem Forschung, einschließlich Grundlagenforschung, Lehre und Transfer gleichermaßen berücksichtigt werden? Ein Konzept, in dem ernsthaft und verantwortungsvoll dem Prinzip Rechnung getragen wird, das Unvergleichbare nicht zu vergleichen und zu honorieren, dass es für eine funktionierende und wettbewerbsfähige Universitätslandschaft der gesamten Breite, Diversität und Vielfalt bedarf? Aber vielleicht sind die Überlegungen von Wolfgang Herrmann ja genau so gemeint – und es fehlt bisher nur an den geeigneten Umsetzungsmechanismen?

Literatur

- Balzer, I. (2019): Interview mit Gesine Schwan: Die Exzellenzinitiative ist kein Qualitätswettbewerb. In: ZEIT Campus 24.07.2019. Online unter: <https://www.zeit.de/campus/2019-07/gesine-schwan-exzellenzuniversitaeten-ostdeutschland-tu-dresden>. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst: „Bayerisches Hochschulinnovationsgesetz“. Online unter: https://www.google.com/search?q=Gesetz+%C3%BCber+Hochschule%2C+Forschung+und+Innovation+in+Bayern&rlz=1C1GCEV_enDE865DE865&oq=Gesetz+%C3%BCber+Hochschule%2C+Forschung+und+Innovation+in+Bayern&aqs=chrome.69i59.1305j0j1&sourceid=chrome&ie=UTF-8#. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- Bilge, S. & Collins, P.H. (2016): What is Intersectionality? In: Bilge, S. & Collins, P.H.: Intersectionality. Cambridge: polity press, 1-30.
- Groß-Lobkowicz, S. (2020): Interview mit Wolfgang A. Herrmann: Wir müssen mehr in die Zukunft der Bildung investieren. In: The European 23.09.2020. Online unter: <https://www.theeuropean.de/stefan-gross/prominenter-european-gespraechspartner-der-woche-interview-mit-wolfgang-a-herrmann/>. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- Herrmann, W.A. (2020): Was bedeutet die „Unternehmerische Universität“ und wo sind ihre Grenzen? In: Herrmann, W.A. (Hrsg.): Geld für die Wissenschaft: Finanzierungsmodelle versus Forschungsfreiheit. München: TU Munich University Press, 17-39.
- Lünstroth, M. (2021): Für jeden ein Angebot – und was zu Meckern: Zu viel Ökonomisierung, zu wenig Mitbestimmung. In: DUZ, Ausg. 6, 12-14.
- Mergele, L. & Winkelmayer, F. (2019): The Relevance of the German Excellence Initiative for Inequality in University Funding. In: Higher Education Policy 19.04.2021. Online unter: <https://doi.org/10.1057/s41307-021-00233-1>. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- National Archives: Declaration of Independence (1776): <https://www.archives.gov/founding-docs/declaration-transcript>. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- Technische Universität München (2020): Filmportrait: Die Technische Universität München. Online unter: <https://www.tum.de/die-tum/>. (Abrufdatum: 18.10.2021).
- Wigger, B. (2015): Unternehmerische Universität: Wissensfabriken sind keine Wurstfabriken. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Online unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/das-missverstaendnis-der-unternehmerischen-universitaet-13712629.html>. (Abrufdatum: 18.10.2021).

Autorenangaben

Karsten Fitz, Professor für Amerikanistik/Cultural and Media Studies
an der Universität Passau
email: karsten.fitz@uni-passau.de